



## Menschenwürde und mediale Zwänge

Anmerkungen zur Berichterstattung aus der „Dritten Welt“<sup>1</sup>

Am 13. Oktober 2002 wurde der nigerianische Schriftsteller Chinua Achebe in der Frankfurter Paulskirche mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet. In seiner Dankesrede kritisierte er als „die Stimme Afrikas“ und „Vater der modernen afrikanischen Literatur“<sup>2</sup> gefeierte Autor in scharfen Worten, dass selbst in der Weltliteratur vielfach ein „Zerrbild von Afrika“ gezeichnet wurde und werde. Nur als Wilde, als Schatten gleiche Wesen, als kaum der Sprache mächtige Randfiguren würden die Afrikaner etwa in den Werken von Joseph Conrad und Ernest Hemingway auftreten. „Diese unmöglichen Figuren – hässlich, kaum als Menschen erkennbar – waren es Vertreter der Menschen in meinem Dorf, der Leute die ich kannte[?]“, so fragte Achebe in Frankfurt. „Die Antwort musste ein eindeutiges Nein sein! [...] Deshalb beschloss ich, mich selbst im Schreiben zu versuchen, Figuren zu gestalten, die so waren wie die Menschen, die ich kannte. Und ich wollte sie weder besser noch schlechter darstellen als sie wirklich waren.“<sup>3</sup>

Die Menschen und die Umstände, unter denen sie leben, weder besser noch schlechter darzustellen, als sie sind, das sollte ein wesentliches Anliegen jeder medialen Berichterstattung sein. Und dennoch begegnen einem nicht nur in der Literatur, sondern auch im Journalismus immer wieder Zerrbilder wie die, denen der heute 72jährige Schriftsteller entgegenwirken wollte und will. Die wesentliche Aufgabe der Medien, schnell, umfassend und gleichzeitig prägnant zu informieren, beinhaltet den Zwang, unter ständigem Zeitdruck auszuwählen, zu verdichten, das Besondere zu thematisieren. Und je entfernter Vorgänge oder Ereignisse sind, desto leichter fallen sie durch das Aufmerksamkeitsraster der Medien, desto stärker entziehen sie sich auch einer eventuellen Überprüfbarkeit durch die Rezipienten. Gerade in der Berichterstattung aus der

<sup>1</sup> Dieser Aufsatz ist die erweiterte Fassung eines Festvortrages, der am 21.03.2003 im Rahmen der Verabschiedung des Abteilungsleiters Öffentlichkeitsarbeit/Bildung beim bischöflichen Hilfswerk Adveniat, Dr. Hans Czarkowski, in Essen gehalten wurde.

<sup>2</sup> O.V.: Friedenspreis für den Nigerianer Chinua Achebe. <http://www.phoenix.de/ereig/exp/10832/print.html> (abgerufen am 04.10.2002).

<sup>3</sup> Chinua Achebe: Sie haben mein Ansehen gerettet (Dankesrede bei der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels). <http://www.uni-kassel.de/fb10/frieden/themen/Friedenspreise/achebe.html> (abgerufen am 15.10.2002).

Südhemisphäre, über die sogenannte „Dritte Welt“, ist die Gefahr groß, dass Stereotype erzeugt oder weitertransportiert werden.

Keine wissenschaftliche Analyse der „Dritte-Welt“-Berichterstattung deutscher Medien soll im Folgenden versucht und auch kein Überblick über den diesbezüglichen Forschungsstand skizziert werden (wie dies Jeffrey Wimmer in seinem Aufsatz in diesem Heft unternimmt); vielmehr sollen – eher essayistisch – anhand einiger Beispiele kritische Anmerkungen zu diesem Journalismusfeld präsentiert werden, um so die Grundproblematik zu verdeutlichen.

### **Stereotype und Negatives statt Hintergrund und Vielfalt**

„Auf demselben Planeten leben zwei Arten von Menschen, völlig verschieden und andersartig“, so hält der Pole Ryszard Kapuściński, einer der international bekanntesten europäischen Journalisten, in seinem Notizbuch mit Aufzeichnungen aus dem Jahren 1989 bis 1996 fest: „Der eine nennt nichts sein eigen. Wir begegnen ihm in den Bergen Asiens, im afrikanischen Busch, in den Höhen der Anden oder der heißen Wüste Gobi. Er wandert dahin, einen Stock in der Hand, einen Schluck Wasser in seiner Palmflasche. Er besitzt keinen Groschen, weiß nicht, wann er zum letzten Mal gegessen hat, es ist nicht einmal sicher, ob er irgendwo ein Dach über dem Kopf hat. Er spricht wenig – worüber auch? Vielleicht kennt er den Namen seiner Nächsten. Und den Eigenen. Ich habe auf meinen Reisen vieler solcher Menschen getroffen und überlege, ob sie außer ihrem Namen noch etwas besitzen, doch es fällt mir nichts Nennenswertes ein.“

Der zweite Mensch ist vielfältig, verästelte, gebeugt unter der Last der Dinge, die seinen unverzichtbaren Besitz ausmachen. Seine Verlängerung ist der ans Internet angeschlossene Computer. Er braucht einen Kühlschrank, eine Klimaanlage, Filter für sauberes Wasser. In der einen Rocktasche trägt er viele Schlüssel – fürs Auto, den Safe, den Schreibtisch, die Kasse. In der anderen ein Bündel Kreditkarten. In einer Hand hat er ein Mobiltelefon, in der anderen die Aktentasche, prall gefüllt mit Dokumenten.

Diese Menschen sind zwar Brüder, weil sie derselben menschlichen Familie entstammen, doch sie begegnen einander nie und hätten einander im übrigen auch nichts zu sagen.“<sup>4</sup>

Soweit Kapuściński. Sehr plastisch stellt er den Gegensatz zwischen arm und reich, zwischen „Nord“ und „Süd“, zwischen „hochentwickelt“ und „unterentwickelt“ dar. Aufgezeigt wird, dass die Vorstellung vom

<sup>4</sup> Ryszard Kapuściński: Die Welt im Notizbuch, München 2003, S. 258.

Weltdorf, vom global village, wie es Marshall Mc Luhan einst geradezu mythisch beschworen hat, zumindest schief ist.

Dennoch ist die antagonistische Schilderung Kapuścińskis problematisch. Was er hier in seiner Pauschalisierung, seiner plakativen Verdichtung zumindest auch - und wohl bewusst - befördert oder zumindest bestärken könnte, sind eben Stereotype. Der Mensch des Südens erscheint hoffnungslos arm, chancenlos, als bloßes Objekt, das der Zuwendung bedarf, nicht als (wie auch immer) handlungsfähiges Subjekt; Individualität wird nicht deutlich. Der persönlichen Würde des Einzelnen (auch des - gleichfalls stereotyp skizzierten - Menschen des Nordens) wird dieses pointierte Pauschalporträt damit kaum gerecht.

Nun ist aber gerade Ryszard Kapuściński ein Autor, der in seinen Reportagen die Vielfältigkeit des Lebens in der „Dritten Welt“ wie auch die Einzigartigkeit aller Individuen durchaus offen legt und begreifbar macht. Damit stellen seine Texte aber leider eher eine Ausnahme im Berichterstattungsalltag dar. Seit Jahrzehnten wird immer wieder von Organisationen wie dem „Dritte Welt Journalistennetz“ und „Media Watch“, von Kommunikationswissenschaftlern oder von Vertretern des Südens auch in internationalen Konferenzen (etwa auf dem Forum der UNESCO) festgestellt, dass die Berichterstattung aus dem Süden zum einen quantitativ unzulänglich ist und zum anderen von Klischees und Negativem beherrscht wird.

Als Forschungsthema hat die Nord-Süd-Kommunikation allerdings keine große Konjunktur. So befindet Kai Hafez einleitend in einem von ihm herausgegebenen Band zur „Zukunft der internationalen Kommunikationswissenschaft in Deutschland“ apodiktisch: „Die internationale Kommunikations- und Medienwissenschaft in Deutschland muss in Zukunft erhebliche Anstrengungen unternehmen, um im Weltmaßstab konkurrenzfähig zu werden.“<sup>5</sup> Und Michael Kunczik sieht gerade die Analyse der Rolle der Medien im Prozess sozialen Wandels in der „Dritten Welt“ „nicht nur in Deutschland in einer akuten Krisensituation“<sup>6</sup> stecken.

Immerhin fanden in letzter Zeit einige - auch in Buchform dokumentierte - Tagungen zum Themenkomplex Berichterstattung über die sogenannte Dritte Welt statt; so im Mai 2002 die „21. Tutzingener Medientage“ der Evangelischen Akademie zum Thema „Auslandsberichterstattung im

<sup>5</sup> Kai Hafez: Vorwort. In: ders. (Hg.): Die Zukunft der internationalen Kommunikationswissenschaft in Deutschland, Hamburg 2002, S. 9-12, hier S. 9.

<sup>6</sup> Michael Kunczik: Medien und Entwicklungsländer. Versuch einer Bilanz deutscher Forschung. In: Kai Hafez (Hg.): Die Zukunft der internationalen Kommunikationswissenschaft in Deutschland, Hamburg 2002, S. 95-112, hier S. 95.

Deutschen Fernsehen“<sup>7</sup>, im Oktober 2002 ein gemeinsamer Workshop von InWEnt (einer von der Bundesregierung getragenen „Gesellschaft für internationale Weiterbildung und Entwicklung“) und des Instituts für Kommunikationswissenschaft der Universität München<sup>8</sup> und bereits im November 2000 in Berlin eine Tagung des Dritte Welt Journalistennetzes über „Journalismus zu Nord-Süd in Bilanz und Perspektive“<sup>9</sup>.

Auch heute, das machen die Tagungsdokumentationen wie auch einige quantitative Studien (auf die Jeffrey Wimmer in seinem Beitrag in diesem Heft näher eingeht) – oder auch einfach ein Blick in die aktuellen Zeitungen – deutlich, sind es die großen, die tragischen „K's“, die in der „Dritten-Welt“-Berichterstattung dominieren: Krisen, Konflikte, Kriege, Katastrophen, Krankheiten, Korruption, Kriminalität. Und wenn denn über Positives berichtet wird, so werden auch dabei noch immer wieder Klischees transportiert – etwa im Zeichen des Exotismus. So, um nur ein Beispiel zu nennen, mit den alljährlichen Bildern vom Karneval in Rio: bunte Bilder ohne Tiefgang. „Ausland light“ nennt das treffend die WDR-Journalistin Sonia Mikich, „gut verdaulich“; zu viele Auslandssendungen im Fernsehen seien „inzwischen gehobene Reisetipps“.<sup>10</sup> „Ausland‘ wird trivialisiert“, so klagt sie weiter an, „Ausland‘ muß knallen – dramatisch oder bunt. Viele Berichte wollen nicht relevant sein, sondern menscheln.“<sup>11</sup>

Hintergründe und Zusammenhänge werden viel zu selten dargestellt, „Spotnews“ überwiegen – und überhaupt ist der Umfang der Berichterstattung zu gering. Der weltweite Nachrichtenfluss zwischen „Nord“ und „Süd“ ist keineswegs ausgewogen – heute genauso wenig, wie in den siebziger und achtziger Jahren, als eine intensive Diskussion etwa in der UNESCO darüber geführt und mit dem MacBride Report 1980 ein umfassender Bericht zur weltweiten Kommunikationsungleichheit vorgelegt wurde.<sup>12</sup>

<sup>7</sup> Die Tagung ist dokumentiert in Claudia Cippitelli / Axel Schwanebeck (Hg.): Nur Krisen, Kriege, Katastrophen? Auslandsberichterstattung im deutschen Fernsehen, München 2003.

<sup>8</sup> Dokumentation: Markus Behmer / F. Kayode Salau / Jeffrey Wimmer (Hg.): Nachrichten aus dem Weltdorf. „Dritte-Welt“-Berichterstattung in deutschen Medien, München 2003 (im Druck).

<sup>9</sup> Dokumentation: K. Friedrich Schade / Eckhard Schmidt / Dritte-Welt-Journalistennetz (Hg.): Erleuchtend oder ausgebrannt? Journalismus zu Nord-Süd in Bilanz und Perspektive, Frankfurt am Main 2001.

<sup>10</sup> Sonia Mikich: Geistige Provinzialisierung. Eine Zustandsbeschreibung. In: Cippitelli / Schwanebeck (Hg.), a.a.O., S. 117-127, hier S. 121.

<sup>11</sup> Ebd., S. 119.

<sup>12</sup> Siehe Viele Stimmen – eine Welt. Kommunikation und Gesellschaft – heute und morgen. Bericht der Internationalen Kommission zum Studium der Kommunikations-

Der Marburger Politikwissenschaftler Jörg Becker fand bei einer kleinen, exemplarischen Auszählung einiger Nummern des *Solinger Tagblattes* vom Februar 2001 unter rund 280 Artikeln im Untersuchungszeitraum ganze sieben Meldungen mit Bezug auf das, was gemeinhin als „Dritte Welt“ bezeichnet wird. Sechs davon haben Negatives zum Inhalt (die siebte thematisiert die Reise eines Landesjugendchors nach China). Beckers Resümee aus dieser und einigen anderen Erhebungen: „Die Dritte Welt ist im massenmedialen Angebot Deutschlands eine quantité négligable, eine Nullnummer, eine Leerstelle, ein non-event.“<sup>13</sup> In verschiedenen „Foreign Images Studies“ wurde weiterhin deutlich, dass weltweit in den Medien starker Regionalismus vorzufinden ist: Die jeweils eigene Region wird am stärksten beachtet.<sup>14</sup>

### **Erklärungsansätze für die Unausgewogenheit der Berichterstattung**

Warum ist nun die Berichterstattung so, wie sie ist? Eine Erklärung dafür kann die Nachrichtenwertforschung bieten. Die Kernfrage dabei ist – so lässt sich ganz knapp sagen –, welche Merkmale ein Ereignis aufweisen muss, damit es zur Nachricht in den Medien wird. Die norwegischen Konfliktforscher Johan Galtung und Marie Holmboe Ruge haben 1965 einen Katalog von 12 Faktoren formuliert, der auch heute noch (freilich vielfach weiterentwickelt und variiert) im Kern Gültigkeit hat.<sup>15</sup> Einige dieser Faktoren sind etwa der Bezug auf Elite-Personen und Elite-Natio-

probleme unter dem Vorsitz von Sean MacBride an die UNESCO, Bonn, Konstanz 1981. Vgl. a. Christian Breunig: Kommunikationspolitik der UNESCO. Dokumentation und Analyse der Jahre 1946-1987, Konstanz 1987. Eine aktuelle Bestandsaufnahme der Weiterentwicklung der UNESCO-Debatten seit dem MacBride-Report bietet Walter Rohn: Regelung versus Nichtregelung internationaler Kommunikationsbeziehungen. Das Beispiel der UNESCO-Kommunikationspolitik, Wien 2002.

<sup>13</sup> Jörg Becker: Nord-Süd-Journalismus. Eine Bestandsaufnahme. In: K. Friedrich Schade et al. (Hg.), a.a.O., S. 15-25, hier S. 16.

<sup>14</sup> Vgl. zusammenfassend etwa Michael Kunczik / Astrid Zipfel: Publizistik, Köln, Weimar, Wien 2001, S. 428-433.

<sup>15</sup> Vgl. Johann Galtung / Marie Holmboe Ruge: Structuring and Selecting News. In: Stanley Cohen / Jock Young (Hg.): The Manufacture of News. Social Problems, Deviance and the Mass Media, London 1974, S.62-72. Zur Weiterentwicklung der Nachrichtenwertforschung siehe z.B. Winfried Schulz: Die Konstruktion von Realität in den Nachrichtenmedien. Analyse der aktuellen Berichterstattung, Freiburg im Breisgau, München 1990 (2. Auflage) und Christiane Eilders: Nachrichtenfaktoren und Rezeption. Eine empirische Analyse zur Auswahl und Verarbeitung politischer Information, Opladen 1997.

nen und die Bedeutsamkeit eines Ereignisses für den Rezipienten, die wiederum wesentlich durch die geographische und kulturelle Nähe mitbestimmt wird. All dies trifft auf Ereignisse aus dem fernen Süden kaum zu. Ebenso wenig wie etwa die Eindeutigkeit, die Überschaubarkeit von Ereignissen. Mittel- oder langfristige Wandlungsprozesse politischer Systeme, wie sie etwa in Südamerika seit den achtziger Jahren vor sich gingen, die Entwicklung von Zivilgesellschaften, die Herausbildung von demokratischen Strukturen sind eben meist komplexe und langwierige Vorgänge und damit nicht „eindeutig“ und knapp überschaubar. Zwar wurde und wird auch über den durchaus dramatischen Reformprozess, der sich etwa im vergangenen Jahrzehnt in vielen Staaten Lateinamerikas abgespielt hat, durchaus berichtet, aber eben kaum an herausragender Stelle. Und so blieb oder bleibt er von vielen Menschen eher unemerkt. Bleibt als ein wesentlicher Faktor eben der Negativismus: Je negativer ein Ereignis, je mehr es auf Konflikt, Kontroverse, Aggression, Zerstörung oder Tod bezogen ist, desto stärker wird es von den Medien beachtet.

Ein anderer Nachrichtenfaktor, der auch in der Berichterstattung über die „Dritte Welt“ relevant sein kann, ein Mittel, die Aufmerksamkeit auf sonst eher „entlegene“ Themen zu lenken, ist die Personalisierung. Das Interessanteste für den Menschen, so lautet ein altes Journalistenmotto, ist der Mensch. Die Darstellung eines Einzelschicksals bietet die Möglichkeit zu Empathie und Identifikation, des unmittelbaren Teilnehmens, des Mitfühlens und Mitleidens. So wurde zum Beispiel das Foto eines kleinen, vietnamesischen Mädchens, nackt und verzweifelt schreiend auf der Flucht vor einer Feuerwalze nach einem amerikanischen Napalmbombenangriff, wir kennen es alle, zu einem Schlüsselbild des Vietnamkriegs, das wesentlich mehr aussagt, wesentlich wirkungsmächtiger ist als die bloße, grausige Zahl von Toten. Auch bei der Erfurter Schultragedie vom April 2002 gibt es ein solches „Schlüsselbild“: Ein weinendes Mädchen an der Schulter einer Mitschülerin rückte auf den Titel des *Spiegels*<sup>16</sup>, war auch in den meisten Zeitungen zu sehen - und wirkte sicher unmittelbar emotional berührend. Nicht anders ist es etwa bei Hungerskatastrophen, wo erst die Beschreibung einzelner Leidender, die Fotos etwa von Kindern mit von der Auszehrung geblähten Bäuchen, echte Betroffenheit herstellen, das ganze Elend begreifbarer machen. Dies wiederum ermöglicht oder befördert dann vielfach, ein positiver Aspekt, große Spendenaktionen. Es birgt allerdings auch das Risiko der Abstumpfung. So kolportiert Alex Rühle in der *Süddeutschen Zeitung* über

<sup>16</sup> Der Spiegel, Nr. 18/2002 (Titel: Tod in der Schule. Der Amoklauf von Erfurt).

den derzeit renommiertesten Kriegsphotografen, den Amerikaner James Nachtwey, „es falle ihm immer schwerer, Bilder aus Afrika an Magazine zu verkaufen, Rolex beschwere sich, wenn neben der Luxusuhr Hungernde zu sehen seien, und die Leser seien's ohnehin Leid.“<sup>17</sup>

## Nähe herstellen, ohne zu nahe zu treten – eine Gratwanderung

Diese Bilder bergen auch noch ein anderes Problem: Um sie zu bekommen, muss man ganz nah an die Betroffenen herangehen, tritt ihnen vielleicht auch zu nahe, verletzt sie in ihrer Würde. „Mein größtes Problem als Fotograf des Krieges ist“, so erklärte James Nachtwey bereits 1985, „dass ich vom Elend anderer profitieren könnte. Dieser Gedanke verfolgt mich. Ich schlage mich tagtäglich damit herum, weil ich weiß, dass ich meine Seele verkaufen würde, wenn ich jemals Karriere und Geld Herr werden ließe über mein Mitgefühl. Ein Außenstehender wie ich, der plötzlich die Kamera zückt, kann Menschenwürde verletzen. Meine einzige Rechtfertigung ist, dass ich mich darum bemühe, Respekt zu zeigen vor der Not des anderen. Nur wenn mir das wirklich gelingt, kann dieser andere mich akzeptieren; nur dann kann ich mich selber akzeptieren.“<sup>18</sup> Doch kann es schwierig sein, dieses moralische Credo mit dem harten Berufsalltag zu vereinbaren. „Darf der Schrecken faszinierend sein?“ fragte einmal der Chefreporter der *Süddeutschen Zeitung*, Peter Sartorius, in einer Art Rechenschaftsbericht. Vom Berichterstatter werde verlangt, so Sartorius, „dass er seine Gefühle abstrahiert“. Und er liefert ein besonders drastisches Beispiel für eine geradezu schizophrene Situation, in der sich ein Reporter befinden kann: Den Fall „eines britischen Rundfunkreporters, der in den Wirren des kongolesischen Bürgerkriegs ganz sicher erschüttert war über das Schicksal einer Gruppe von Nonnen, die in die Hände einer marodierenden Soldateska gefallen war, und dem in seinem Bemühen, die Welt von den Schrecken im Kongo in Kenntnis zu setzen, trotzdem nichts anderes übrig blieb, als den Opfern in schrecklicher Schrofheit entgegenzurufen: ‚Ist jemand unter Ihnen, der vergewaltigt worden ist und englisch spricht?‘“<sup>19</sup>

<sup>17</sup> Alex Rühle: Der kontinentale Pflegefall. In Afrika sterben mehr Menschen denn je - und keiner schaut hin. In: *Süddeutsche Zeitung* vom 30.11./01.12.2002, S. 13.

<sup>18</sup> James Nachtwey: Warum fotografiere ich den Krieg? <http://www.war-photographer.com/warum.htm> (abgerufen am 10.09.2003).

<sup>19</sup> Peter Sartorius: Unter dem Druck der Gefühle und Termine. Den Schrecken erfahren und trotzdem darüber schreiben. In: *Süddeutsche Zeitung* vom 15.11.1985, Sonderbeilage „Zeitgeschichte - Zeitungsgeschichten“ zum 40. Geburtstag der SZ, S. 10f., hier S. 11.

Zu fragen ist allerdings, ob dies nicht vielmehr ein Beispiel für eine gewisse „deformation professionelle“ ist. blieb dem britischen Journalisten wirklich nichts anderes übrig? Wozu musste er hier ein Interview führen? Gab es keine andere, weniger brutale Recherchemöglichkeit? Wo schlägt Chronistenpflicht um in Sensationalismus, wo Augenzeugenschaft in Gaffertum, wo Betroffenheit in Brüskierung der Opfer? Eine klare Grenzziehung ist schwierig.

## Möglichkeiten und Probleme deutscher Medien

Bei aller Kritik kann man allerdings auch feststellen, dass aktuell, im Sommer 2003, ungewöhnlich ausführlich über Afrika berichtet wurde. Eine generelle Trendwende muss das allerdings nicht sein - vielmehr ist es wohl Ausfluss einer besonderen Ereignisdichte. In der algerischen Wüste wurden deutsche Touristen entführt und erst nach monatelangem Ringen in Mali freigelassen; in der demokratischen Republik Kongo intervenierten nach grausigen Massakern Eingreifstruppen auch der Europäischen Union, um den seit Jahren andauernden Bürgerkrieg zu beenden; an der Elfenbeinküste gab es schwerste Unruhen und im westafrikanischen Nachbarstaat Liberia drohte gar ein Genozid, der ebenfalls die internationale Völkergemeinschaft zu einem Einschreiten bewegte. Weiter besuchte US-Präsident George Bush im Juli Afrika, begleitet von einem großen Medienaufgebot, Nelson Mandela feierte seinen 85. Geburtstag und anderes mehr.

Wieder waren es (abgesehen von den letzten beiden Punkten) überwiegend bestürzende Ereignisse oder Besorgnis erregende Umstände, die Berichterstattungsanlässe lieferten. Doch auch positive Entwicklungen konnten dargestellt werden. *Der Spiegel* z.B., sonst von kritischen Medienbeobachtern immer wieder angegriffen, er würde eine zu wenig differenzierende Berichterstattung gerade aus Afrika bieten<sup>20</sup>, brachte am 15. Juli einen vielseitigen Hintergrundbericht über den „schwarzen Kontinent“ mit dem als Frage vorgebrachten Tenor „Ist Afrika doch noch nicht verloren?“<sup>21</sup> Er druckte dabei auch ein langes Interview mit Henning Mankell, in dem dieser sich - bei allen gravierenden Problemen - verhalten optimistisch hinsichtlich der Zukunft des südlichen Afrikas

<sup>20</sup> Vgl. z.B. Saba Amanuel: Das Afrika-Bild im „Spiegel“ und anderen Medien. Eine Dokumentation, herausgegeben von „Media Watch“, Köln 1995 (unveröffentlichtes Typoskript).

<sup>21</sup> Rüdiger Falksohn / Hans Hielscher / Thilo Thielke: Die Vierte Welt. In: *Der Spiegel*, Nr. 29/2003, S. 94-100, hier S. 94.



äußerte. Auf die Frage, ob er etwa Fortschritte im Hinblick auf die Verwirklichung der Menschenrechte erkennen könne, antwortete der in Mosambik lebende schwedische Erfolgsautor: „Die Menschen sehen häufiger Fernsehen, immer mehr Leute lernen Lesen und Schreiben, das stärkt indirekt die demokratische Idee. Afrika ist auf dem Weg.“<sup>22</sup> Betitelt wurde das Interview aber von der *Spiegel*-Redaktion überaus plakativ mit „Wartesaal des Todes“ und der vorangestellte Artikel mit „Die Vierte Welt“. Damit kann sicherlich Aufmerksamkeit geweckt werden. Ebenso sicher kann dies aber auch Klischeebilder und stereotype Erwartungen bestätigen - Bilder und Erwartungen, die zumindest durch den Inhalt des Interviews vielmehr in Frage gestellt werden könnten. Auf die Frage, welches Afrika-Bild er sich von den Medien erwartete, antwortete Mankell: „Wir wissen alles darüber, wie Afrikaner sterben, und wissen nichts darüber, wie sie leben. Jedes Mal, wenn ich in Europa bin, werde ich traurig und frustriert, dass sich die Medien so ausschließlich auf die negativen Aspekte konzentrieren. Das werfe ich ihnen vor. [...] Ich plädiere nicht für eine romantisches Afrika-Bild. Das liegt mir fern. [...] Aber wir sollten über den Kontinent auf eine Weise berichten, wie wir auch Berichte über uns selbst wünschen.“<sup>23</sup> Im Bericht des *Spiegels* wird dies (zumindest in Ansätzen) erfüllt - in den Überschriften aber geradezu konterkariert.

Sogar Veränderungen zum Schlechteren sieht der Medienpädagoge Axel Schwanebeck in der Auslandsberichterstattung des Fernsehens. Sie könne „ihre Informationsfunktion sowie die Interpretationsfunktion als auch die politische Funktion nur bedingt erfüllen. Sowohl qualitativ als auch quantitativ hat sich die Auslandsberichterstattung [...] in den zurückliegenden Jahren stark verändert. Ihr steht im Zeitalter der permanenten Beschleunigung aller Lebensbereiche weniger Zeit zur Verfügung: weniger Zeit für gründliche Recherchen, weniger Sendezeit für die einzelnen Beiträge, weniger Zeit, um ein Thema nachhaltig und damit auch kontinuierlicher verfolgen und in den Schlagzeilen halten zu können. Zusätzlich lastet zunehmender Quotendruck auf den einzelnen Sendeanstalten, der die Jagd nach der schnell formulierten headline und dem sensationellen Bild eher begünstigt. Darunter leidet die Genauigkeit der Berichterstattung sowie die journalistische Qualität und Gründlichkeit eines Beitrags.“<sup>24</sup>

<sup>22</sup> „Wartesaal des Todes“. *Spiegel*-Gespräch mit Henning Mankell: In: *Der Spiegel*, Nr. 29/2003, S. 100-102, hier S. 101.

<sup>23</sup> Ebd., S. 102.

<sup>24</sup> Axel Schwanebeck: Die Welt im Wohnzimmer. Was leisten Auslandsberichte im deutschen Fernsehen? In: Cippitelli / Schwanebeck (Hg.), a.a.O., S. 13-30, hier S. 29.

Besonders stark trifft dies auf die „Dritte-Welt“-Berichterstattung zu. Um aber hier keinen falschen Anklageton aufkommen zu lassen, um nicht mit erhobenem Zeigefinger zu argumentieren, sei doch darauf hingewiesen, dass es in Deutschland alle Vorteile eines sehr pluralen Mediensystems, fußend auf einer weithin vorbildlichen Pressefreiheit, gibt. Ein Mediensystem, in dem man auch vielfältige und differenzierte Beiträge zu Themen und Problemen etwa der globalen Gerechtigkeit finden kann, wenn man nur etwas sucht: Im Fernsehen etwa auf Arte und in 3Sat, in den dritten Programmen oder auch im ARD-„Weltspiegel“ und dem ZDF-„Auslandsjournal“ (kaum hingegen in den privaten Programmen), im Deutschlandfunk, in Wochenblättern wie der *Zeit* und dem *Rheinischen Merkur*, in Zeitungen wie der *Tageszeitung*, der *Frankfurter Rundschau* oder der *Süddeutschen Zeitung*. Und sicher auch zumindest gelegentlich in manchen Regionalzeitungen. Außerdem gibt es in Deutschland zahlreiche und qualitativ hochwertige entwicklungspolitische Zeitschriften mit einer jährlichen Gesamtauflage von rund zwei Millionen Exemplaren und einer „beachtliche(n) inhaltliche(n) und thematische(n) Spannweite“.<sup>25</sup> Und es gibt ein Publikum, das diese Inhalte auch durchaus sucht und nutzt – nicht die ganz breite Öffentlichkeit freilich, aber doch größere interessierte Teilöffentlichkeiten.

Deutsche Medien können es sich auch leisten, Korrespondenten in die ganze Welt zu senden, ausgestattet mit Laptop und Satellitentelefon und angebunden oft über gute Datenleitungen. Gerade in der Südhemisphäre ist das Netz der Korrespondenten aber nur grob gestrickt – und die Maschen werden sogar noch weiter. Waren z.B. 1994 noch 220 Auslandskorrespondenten „nördlicher“ Medien im gesamten Afrika südlich der Sahara tätig, so sollen es im Jahr 2000 nur noch 150 gewesen sein<sup>26</sup> – und angesichts der derzeitigen ökonomischen Krise der Medien steht zu befürchten, dass die Zahl weiter zurückgeht. So hat z.B. die ARD mit dem dichtesten Korrespondentennetz aller deutschen Medien zwar immerhin fünf Fernsehstudios in Afrika, im Studio Nairobi sind aber gerade zwei Korrespondenten für 40 Länder im südlichen Afrika zuständig.<sup>27</sup> Und die größte deutsche Abonnementzeitung, die *Süddeutsche Zeitung*, hat nur (oder immerhin noch) einen einzigen festen Korrespondenten im südlichen Afrika – Michael Bitala mit Sitz ebenfalls in Nairobi. Wenn nun, wie in den letzten Monaten, in Liberia eine akute Krise ausbricht, so ist er davon zunächst fast ebenso weit entfernt wie die Zentrale in München – und seine Nachrichten – wie auch die Verkehrsverbindungen

<sup>25</sup> Becker, a.a.O., S. 17.

<sup>26</sup> Vgl. Rühle, a.a.O.

<sup>27</sup> Vgl. Schwanebeck, a.a.O., S. 17

können sogar schlechter sein. So bleibt dann letztlich die Dominanz von wenigen großen Nachrichtenagenturen. Über das Schreiben für sie sagt Ryszard Kapuściński, einst selbst Agenturjournalist, sehr kritisch, es sei „rasch und oberflächlich. Es verleitet dazu, die Welt in Extremen zu zeichnen, schwarz - weiß, gut - schlecht, revolutionär - reaktionär. Am wichtigsten ist die Kürze, und das verführt zu Vereinfachungen. Der komplexe Reichtum des Lebens verliert sich in den Idiomen unserer Nachrichten.“<sup>28</sup>

Dennoch: Die deutschen Medien sind, das deutsche Publikum ist privilegiert - und dies nicht nur, weil sie zumindest über einige Korrespondenten, einige „Männer und Frauen vor Ort“ verfügen und auf unterschiedliche Agenturen zugreifen können. Wie sehr sie privilegiert sind, das wird uns selten wirklich bewusst - da kann ein Blick von außen helfen. Eine solche Blickbeschreibung bietet zum Beispiel das aktuelle Jahrbuch der Heinz-Kühn-Stiftung aus Nordrhein-Westfalen, deren Anliegen es ist, jungen deutschen Journalisten Auslandsaufenthalte zu ermöglichen - und andererseits jungen Journalisten aus der „Dritten Welt“ Aufenthalte und Praktika in Deutschland zu organisieren wie auch zu finanzieren. Einer dieser Praktikanten beschreibt nun, was er hier erlebt hat. Es ist Abdoulaye Mamadou Ba aus Mauretanien, der ein Praktikum beim *General-Anzeiger* in Bonn absolviert hat. Er berichtet:

„Beim ersten Blick auf den General-Anzeiger konnte ich nicht glauben, dass ich in dem prächtigen Gebäude mein Praktikum machen würde. In Mauretanien wechselt der Zeitungssitz häufig, weil das Zeitungsbüro immer gemietet wurde. Beim General-Anzeiger [...] im gemütlichen Arbeitsbüro am [...] Schreibtisch war es möglich, Auskünfte im Internet zu suchen. Datenbank und Computer erleichtern [...] die Arbeit. [...] Dagegen hetzten sich die Journalisten in Mauretanien ab. Sie erkundigten sich über Nachrichten, aber erhielten meistens einen Korb. Manchmal stellte es eine Gefahr dar, die Journalisten zu informieren. Wenn die Nachrichten in der Zeitung erschienen, konnte der Auskunftgeber in Gefahr geraten, denn die Pressefreiheit war noch beschränkt. In Mauretanien hatte nicht jede Zeitung Computer. Manche Journalisten mussten zuerst Artikel schreiben und dann gingen sie zum Computergeschäft. Dort gab es Schreibmaschinen und ein Internetangebot. Mit einem Wort: Die Journalisten in Mauretanien müssen schufteten, sie sind nämlich immer unterwegs.“<sup>29</sup> Bleibt die Frage: Was machen die deutschen Journalisten aus ihren im Weltmaßstab großen Möglichkeiten? Dabei ist es rela-

<sup>28</sup> Kapuściński, a.a.O., S. 35.

<sup>29</sup> Abdoulaye Mamadou Ba: Deutschland, ein seltsames Land. In: Heinz-Kühn-Stiftung (Hg.): 14. Jahrbuch - Mit der Heinz-Kühn-Stiftung unterwegs ..., o.O., o.J. (2001), S. 11-17, hier S. 16f.

tiv leicht, wie hier geschehen, Mängel aufzuzeigen – Stereotype und Exotismus, die Fixierung auf Negatives, der zu geringe Umfang der Berichterstattung, fehlende Differenzierung, Spotnews statt Informationen über Zusammenhänge und Hintergründe, Betroffenheitsjournalismus und Sensationalismus et cetera. Wesentlich schwieriger ist es hingegen, Alternativen zu entwickeln.

### **Was tun? Ansätze zu anderer Berichterstattung**

Einen kleinen Katalog von Verbesserungsansätzen stellt Axel Schwanebeck vor. Auslandsberichterstattung sollte unter anderem „davon ablassen, Europa, das Christentum und die westliche Arbeitsethik zum allgemein gültigen Maßstab zu machen“, dabei „lernen, andere Kulturen und Zivilisationen in ihrer Andersartigkeit gelten zu lassen“ und so auch „in stärkerem Maße ‚Übersetzungsarbeit‘ zwischen den unterschiedlichen Kulturen leisten“. Weiter sollte sie sich „stärker den Bereichen Kultur, Kunst, Geschichte, Religionen, Erziehung, Gesundheit und dem Geschlechterverhältnis anderer Länder zuwenden“ und insbesondere auch „öfter positive Berichte über die Eigenleistungen der Länder der ‚Dritten Welt‘ vermitteln und damit den interkulturellen Dialog fördern und stärken“.<sup>30</sup>

Der Dialog steht auch ganz im Fordergrund eines Konzepts, das der Hamburger Politik- und Kommunikationswissenschaftler Hans J. Kleinsteuber vorschlägt und gerade als „dialogischen Journalismus“ charakterisiert. Man solle viel stärker als bislang versuchen, Menschen aus anderen Kulturräumen in den Journalistenberuf einzubinden und auch vielfältigere Quellen (die über das Internet leichter denn je zur Verfügung stehen) in die Berichterstattung einzubeziehen – und so einen echten, offenen Dialog der Kulturen zumindest anstreben. Denn: „Am Ende eines erfolgreichen dialogischen Prozesses stehen für alle Dialogpartner originelle, unerwartete und zuvor nicht erdachte Einsichten – oder der Dialog hat versagt.“<sup>31</sup>

Vielleicht haben sich die beiden von Kapuściński eingangs so antagonistisch vorgestellten Menschen – der Mensch des Südens, der Mensch des Nordens – ja doch etwas zu sagen. Wie allerdings diese Gedanken konkret umgesetzt werden könnten, dazu gibt es kaum Anregungen. So

<sup>30</sup> Schwanebeck, a.a.O., S. 25.

<sup>31</sup> Hans J. Kleinsteuber: Bausteine für einen dialogischen Journalismus. Zur Umsetzung des Prinzips „Dialog der Kulturen“. In: Behmer et al. (Hg.), a.a.O., S. 8-23, hier S. 22 (im Druck); vgl. auch Hans J. Kleinsteuber: Der Dialog der Kulturen in der Kommunikationspolitik. In: Cippitelli / Schwanebeck (Hg.), a.a.O., S. 145-192.

bleibt das zynische „Angebot“ eines philippinischen Journalisten, der sich als Sprecher des „Südens“ versteht, an die Medien und die Öffentlichkeit des „Nordens“: „Wenn Sie drei Monate lang darauf verzichten, Lügen über uns zu verbreiten, sind wir bereit, drei Monate lang die Wahrheit über Sie zu verschweigen.“<sup>32</sup>

Und was - unabhängig von der Qualität der Berichterstattung - auch immer bleibt, ist die Notwendigkeit, ein Publikum zu erreichen: das Problem der Aufmerksamkeit. Besonders virulent ist es, wenn man mehr als die ohnehin bereits interessierten, oben kurz angesprochenen Teilöffentlichkeiten erreichen will. Noch einmal sei Alex Rühle zitiert, der am 30. November 2002, am Vortag des *Welt-Aids-Tags* in der *Süddeutschen Zeitung* - wiederum am Beispiel Afrikas - schrieb: „Afrika ist ein dunkler Kontinent. Ein Weihnachtshilfskontinent. Morgen sehen wir dreieinhalb Minuten Aids- und Hungerclips aus Malawi, und dann kommt endlich Tatort.“<sup>33</sup>

Poetischer hat das Problem der Aufmerksamkeitsökonomie Hans-Magnus Enzensberger bereits 1964 in einem kurzen Gedicht beschrieben. „Abendnachrichten“ ist es überschrieben und man kann sich sicher gut in die geschilderte Situation hineinversetzen. Es ist eine typische Medienrezeptionssituation: Abends, einer sitzt vor dem Fernseher, Schreckensbilder aus einem Hungergebiet laufen - vielleicht ist es die Tagesschau. Er hört nur mit halbem Ohr zu, draußen regnet es, die Eindrücke verschwimmen, überdecken sich.

„abendnachrichten

massaker um eine handvoll reis,  
höre ich, für jeden an jedem tag  
eine handvoll reis: trommelfeuer  
auf dünnen hütten, undeutlich  
höre ich es, beim abendessen.

auf den glasierten ziegeln  
höre ich reiskörner tanzen,  
eine handvoll, beim abendessen,  
reiskörner auf meinem dach:  
den ersten märzregen, deutlich.“<sup>34</sup>

<sup>32</sup> Zitiert nach: Mekonnen Meshgena: Schwarze Statisten. In: *Der Journalist*, Nr. 1/1995, S. 20f., hier S. 21.

<sup>33</sup> Rühle, a.a.O.

<sup>34</sup> Hans-Magnus Enzensberger: *abendnachrichten*. In: ders.: *blindenschrift*, Frankfurt am Main 1964, S. 23.